

„Wie Musik zur Trauer ist eine Rede zur falschen Zeit.“ (Sir 22,6)

Wider den kirchlichen Wortdurchfall (in der Liturgie).

Sonntagsgottesdienst. In den Bänken Leute. Mitfeiernde, manchmal als „Gottesdienst- oder Kirchen-Besucher“ abgewertet. Vorne das liturgische Personal. Herausragend bis heute ein Mann mit priesterlicher Kleidung Da und dort aber, wo ein Priester fehlt, auch eine Frau. Am Anfang Worte zur Begrüßung. Guten Morgen, Grüß Gott, Ich hoffe, Sie hatten eine gute Woche, Schön daß Sie bei diesem schlechten Wetter gekommen sind, um mit mir Gottesdienst zu feiern. Auch: der Herr sei mit euch. Sodann die erste Predigt. Statio heißt sie. Ankündigung. Das Evangelium wird vorerzählt. Eingeführt wird, was später ausgeführt wird. Das wäre schon die höhere Stufe. Nicht selten ist auch zu hören, was der Prediger vergangene Woche erlebt oder was er kurz zuvor im Frühstücksfernsehen mitbekommen hat.

Die nächste Möglichkeit, mit dem Reden weiterzufahren, bietet sich bald. Der große Wortschwall kommt auf die Mitfeiernden spätestens bei der Predigt nieder, wenn nicht noch ein paar hinführende Worte zu den Texten aus der Heiligen Schrift angebracht worden sind. Übergehen wir einmal, wie gepredigt wird, und setzen wir unsere Reise durch einen durchschnittlichen Gottesdienst fort. Manchen offeriert sich das Offertorium, die Gabenbereitung, zur nächsten Rede. Erklärt wird, auch heute wieder, warum wir Gaben bereiten, und was dahinter steht, wir selbst, unsere Arbeit. Die Gebete, deren Text offenkundig nicht ganz getraut wird, wiederholen das Erklärte. Das Gleiche kann sich nach der Wandlung wiederholen. Es gibt auch Liturgen (soll man sie so nobel bezeichnen oder doch lieber von Liturgiekommentatoren sprechen), welche die Texte des Hochgebetes gekonnt pädagogisieren. Das Mißtrauen in die ritualisierten Formeln scheint tief zu sitzen. Entsprechend hoch ist Bedarf an erklärender Aktualisierung (und damit auch Selbstinszenierung). Bietet sich schon alsbald die nächste gute Gelegenheit dazu bei der Einleitung zum Vater unser. Warum wir ihn immer noch Vater und nicht besser doch Mutter unser nennen, wieso in einer erwachsenen Kirche auch von Kindern gesprochen werden könne (aber der Papst solle es künftig unterlassen, uns zu kindlichem Gehorsam aufzufordern und so zu infantilisieren). Das folgende Vater unser unterbricht kurz den Redefluß, denn schon kommt der Friedensgruß. Welche eine bekömmliche Chance zu erklären, wie wenig Frieden die Welt kennt, und daß auch in der Kirchengemeinde davon oftmals nicht viel zu spüren ist. Und kaum ist der liturgische Friedensgruß verhallt, bietet sich die nächste Chance, die Aufforderung zum Friedensgruß, „und ich kann ja verstehen, daß manche sich schwer tun, dem fremden Nachbarn jetzt die Hand zu reichen. Sie können ja statt dessen eine Verneigung machen“. Kaum ist das Agnus Dei gebetet, die nächste Gelegenheit. „Seht das Lamm Gottes“ (das müsse man aber richtig verstehen im Zeitalter der Ökumene und der Transfinalisationskonzepte zeitgenössischer Dogmatik). Das hinwegnimmt die Sünde der Welt (der Kommentar läßt spielend die theologische Vorliebe des Liturgen erkennen: den einen die strukturellen Sünden von Ausbeutung und Unterdrückung, andere bleiben stramm bei den so beliebten und im Modus der Doppelnegation liebevoll besprochenen und bekämpften Schlafzimmersünden).

Der geduldig Mitfeiernde – während der Predigt hat er zum Selbstschutz autogenes Training gemacht und konnte so gut ausgeruht alle weiteren Wortlawinen überstehen - fängt an, das Ende seiner liturgischen Mißhandlung herbeizusehnen. Zu früh, wie sich zeigt. Da läßt sich noch viel machen aus dem verbleibenden liturgischen Rest. Ein feministisches oder ökologisches Gedicht zur Danksagung, und vor allem die günstige Zeit rund um den Segen. Spätestens jetzt nützen viele Liturgen die Chance, den Leuten noch einmal einzuhämmern, was sie ihnen in so vielen Anläufen anläßlich des heutigen Sonntagsgottesdienstes sagen wollten. Vielleicht trauen sie ihrer Predigtkunst, über den ganzen Gottesdienst weidlich verteilt, selbst nicht, und fangen an, gleichsam als Finale ihrer Predigtvorbereitung, zusammenzufassen und damit erstmals zu klären, was sie „eigentlich“ sagen wollten. „Ite

missa est“. Jetzt könnt ihr gehen, ich entlasse euch und lasse euch wieder in Ruhe. Bis zum nächsten Sonntag.

Ich kenne ernsthafte Christinnen und Christen, für die es immer öfter keinen nächsten Sonntag mehr gibt. Zunächst nicht mehr bei diesem Prediger. Sie gehen dann noch eine Zeitlang auf liturgische Wanderschaft - ein Privileg von Christen in der Stadt. Wer in einem Dorf lebt, hat es da schon weit schwerer auszuweichen. Und weil im Zuge des Pfarrermangels, also der Verknappung des priesterlichen Zelebrationspotentials, gerade durch die Bildung von Pfarrclustern, Pfarrverbänden, die liturgisch bespielten Räume immer größer werden, müssen sich jene, welche die Suche nach einem guten Gottesdienst noch nicht aufgegeben haben, auf weitere Entfernungen einstellen. Wundert es uns, daß eines Tages nicht wenige des Suchens müde sind? Sie bleiben dann zuhause. Wenn sie noch Kraft erübrigen – bei vielen ist davon ohnedies wegen des Alltagsstresses nicht viel übrig – dann hören sie in den Rundfunk hinein oder suchen Trost in einem Buch. Das Ende ist nicht selten Enttäuschung und Abschied.

Natürlich stimmt es, daß sich heute viele Menschen mit Gott selbst und seinen Zumutungen, und nicht nur seinen Verkündern schwer tun. Metz wird mit seinem Verdacht, es gebe in unserer postmodernen Kultur eine tiefe Gotteskrise, schon Recht haben. Daß also die Kirchengemeinden und die Priesterschaft überaltert sind, daß uns schon bald zwei bis drei Generationen in den Kirchen fehlen, ist keineswegs allein kirchengemacht. Zugleich sagen aber alle Trendforscher, es gebe gerade in den hochsäkularen Kulturen einen Megatrend namens Respiritualisierung. Günter Nenning bringt es in seinem sprachlich gekonnten Buch „Gott ist verrückt. Die Zukunft der Religion“ auf den Begriff: „Die Sehnsucht wächst, aber die Kirchen schrumpfen.“ Eine religiöse Suche mit neuer Qualität geht durchs Land. Wir aber vertreiben alteingesessene Suchende mit unserem Wortdurchfall, unserer liturgischen Logorhoe. Davon, daß wir neue dazu gewinnen, ganz zu schweigen. Und dies, obwohl der Markt der Suchenden boomt.

Die Konsequenz ist klar. Wir brauchen eine neue Wortkultur wider den verbreiteten Wortdurchfall in den Kirchen zumal in der Liturgie. Sie wird das Wort nicht ab-, sondern endlich aufwerten. Wortdurchfall bringt ja ans Licht, daß wir selbst ihm nicht mehr trauen und jene, die es von sich geben, es zuvor auch nicht mehr verdauen. Zudem entwertet der Wortschwall das Wort. Musterbeispiel Eugen Drewermann. Gefährlich wurde er einigen Verantwortlichen der Kirche weniger durch seine dicken Bücher, mit denen er – anale Formulierung eines renommierten Pastoralpsychologen bei einer Fachtagung – die ganze Fachwelt „bescheißt“ (sit venia verbi). Viel gefährlicher sind seine prägnanten Meldungen vor laufender Kamera: in der Tat prägnant, wahre Wortgeburten. Wer immerzu nur dicke Bücher schreibt, will offenbar in einer schnelllebigen Zeit gar nicht mehr gelesen, geschweige denn rezipiert werden. Vielmehr wünscht er sich langdauernde ernötigte Zuwendung. Sollte das ein Grund sein, warum Prediger ihre Zuhörer Gottesdienst um Gottesdienst derart oft an- und ihnen angestrengt zureden, weil sie den Menschen in ihrer tiefen Einsamkeit Zuwendung abnötigen möchten? Dabei merken sie gar nicht, wie sehr sie eben jene, von denen sie liebende und verständnisvolle Aufmerksamkeit ernten möchten, gräßlich mißhandeln. Was sie möchten, machen sie selbst unmöglich: aufmerksame Zuwendung.

Ich erinnere mich an einen Gottesdienst in Afrika. Der Prediger hatte inmitten der spannungsreichen Auseinandersetzung um die Apartheid eine provozierende politische Bemerkung gemacht. Einem Mann im Volk gefiel sie gar nicht. Der sprang auf, redete aufgeregt und lautstark gegen den Prediger an, drängte aus der Bank und verließ - immer noch unter lautem Protest - die Kirche. Ähnliches hatte ich in Deutschland nur ein einziges Mal erlebt, als im Dom zu Fulda ein Bischof bei einem Beraterkongreß – das alte Rom als Vorbild - die Ausrottung jenes moralischen Sumpfes forderte, dessen Mückenplage AIDS verursache. Ein Drittel der Berater verließ lautstark murrend den Dom.

Das wären heilsame Vorgänge für unsere Prediger! Ein starker Aufschrei wäre angebracht! Und zwar an Ort und Stelle. Im Gottesdienst, während der Predigt selbst. Die Prediger könnten ihre Kirchenvolksmißhandlung nicht mehr so unwidersprochen und ungestraft fortsetzen wie bisher. Unser Kirchenvolk aber schweigt, leidet in sich hinein und spricht allein durch das lautlose Votum ihrer Füße. Sie gehen nicht lautstark hinaus, sondern bleiben klammheimlich weg.

Geschenkt: Es gibt auch gute Prediger. Zum Beispiel den Mailänder Kardinal Carlo Maria Martini. Unlängst gab er seiner Diözese über Fernsehen und Rundfunk eine Woche lang Exerzitien, wie er sie nannte. Jeden Abend war eine Stunde dafür reserviert. Einleitendes Gebet, eine halbe Stunde Rede über die Gaben des Heiligen Geistes zur Gewissensforschung der Diözese, dann Gesang und wieder Gebet. Ich frage ihn, wie viele eingeschaltet hatten: Zwei Millionen, so seine zufriedene Antwort. Bald nach seinem Amtsantritt hatte er im Mailänder Dom monatlich mit 5000 jungen Menschen die Bibel gelesen.

Natürlich haben nicht alle solche herausragende Wort-Begabungen. Doch läßt sich das Worttalent auch entwickeln. Ich kenne einige, die sich Monat um Monat im Anschluß an den Gottesdienst von Interessierten ein Feedback geben lassen. Wieder andere bereiten ihre Predigt zusammen mit anderen eine ganze Woche hindurch in einem Bibelkreis vor. Sie betreiben Wortpflege. Aber diese sind nicht die zukunftssträchtigen Mehrheit in unseren Kirchen. Zudem verlieren gerade für solche wortdienliche Vorgänge die Prediger nicht immer mehr an Zeit. Andererseits, so halte ich dagegen - haben wenige geldstarke Kirchengebiete gut ausgebildete Theologinnen und Theologen in den Dienst am Wort aufgenommen. Diese hätten mehr Zeit, meint man. Aber auch sie nützen die Chance für solche förderliche Vorgänge auch nur selten.

Wortkultur ist also gefragt. Dazu einige lexikalische Positionierungen mit biblischen Erinnerungen.

Kirchliche Wortkultur

1. Wortdurchfall

Beim Wortdurchfall (griechisch Logorhoe) ist das Wort wie Windhauch. Nichts wird gezeugt, niemand überzeugt. Wortdurchfall ist wie eine Phantomschwangerschaft. Kirchenwinde aus lauter leeren Worthülsen, leerem Gerede. Übelriechend und langweilig.

Gibt ein Weiser windige Kunde zur Antwort, füllt er sein Inneres mit Ostwind an, um zu rechten mit Gerede, das nichts taugt, mit Worten, in denen kein Nutzen liegt? (Ijob 15,2f.)

Richte Deine Rede erst zurecht, dann halte sie! Zuerst ein Haus zum Wohnen, dann zieh ein! (Sir 33,4).

Nur, wenn du imstande bist, antworte deinem Mitmenschen, wenn nicht, leg die Hand auf den Mund (Sir 5,12).

2. Wortgeburten

2a. Das Gegenstück zum Wortdurchfall ist die Wortgeburt. Hier zeugt das Wort und überzeugt. Solches Wort ist schöpferisch, kreativ. Indem es ausgesprochen wird, schafft es. Gottes Wort ist von dieser Kraft. Es bringt die Welt hervor.

„Im Anfang war das Wort.“ (Joh 1,1)

„Und Gott sprach, er werde Licht. Und es wurde Licht.“ (Gen 1,3)

„Dann sprach Gott: Das Wasser unterhalb des Himmels sammle sich an einem Ort, damit das Trockene sichtbar werde. So geschah es.“ (Gen 1,9)

Schöpfung ist aber nicht nur geboren aus Gottes Wort. Schöpfung wird auch im Dasein bewahrt, indem Gott unablässig dieses schöpferische Wort spricht. Gottes Wort wird „richtend“, „ausrichtend“ und „aufrichtend“ die Schöpfung vollenden. Gott kommt uns in seinem Wort nahe.

2b. Gottes Wort schafft sein Volk, die Kirche. Er schafft sie auch unentwegt neu: Wort Gottes ist Quelle aller Kirchenreform.

(nach Martin Bubers Übersetzung)

So hat mein Herr, ER, zu Jerusalem gesprochen:
Dein Ursprung, deine Geburt,
sind vom Kanaaniterland her,
dein Vater war der Amoriter,
deine Mutter Chetiterin.
Und das war deine Geburt:
Am Tag, da du geboren wurdest,
ward deine Nabelschnur nicht abgeschnitten,
wardst nicht in Wasser gebadet zur Säuberung,
mit Salz wurdest du nicht besalzt,
in Windeln wurdest du nicht gewickelt,
nicht ein Auge hats dein gedauert,
dir eins von diesen zu tun,
Schonung dir zu gewähren, -
wardst aufs flache Feld hingeworfen,
da mißfällig war deine Seele
am Tag, da du geboren wurdest.
Ich aber trat zu dir, ich sah dich,
wie du zappeltest in deinem Blut,
ich sprach zu dir in deinem Blut:
„Lebe!“
Ich sprach zu dir:
„In deinem Blute lebe!“
(Ez 16,1-6)

3. Gotteswort - Kirchenworte

Der Kirche ist anvertraut, dieses schöpferische Gottes-Wort in menschlicher Weise zu sprechen. Nur wenn das Wort der Kirche gefüllt ist vom zeugenden Wort Gottes, kann sie überzeugen. Sie wird dann – gute **prophetische** Tradition – „Mund Gottes“. Sie schmiegt sich ein in das zeugende Gotteswort und leiht ihrem Gott den Mund: was allein sie prophetisch macht.

„Wenn ich aber mit dir rede, werde ich deinen Mund öffnen. Dann sag zu ihnen: So spricht Gott, der Herr. Wer hören will, der höre, wer nicht hören will, der lasse es; denn sie sind ein widerspenstiges Volk.“ (Ez 3,27)

„Wer redet, der rede mit den Worten, die Gott ihm gibt; wer dient, der diene aus der Kraft, die Gott verleiht. So wird in allem Gott verherrlicht durch Jesus Christus. Sein ist die Herrlichkeit und die Macht in alle Ewigkeit. Amen.“ (1 Petr 4,11)

„Der Engel antwortete Bileam: Geh mit den Männern, aber rede nichts, außer was ich dir sage.“ (Num 22,35)

Wir wissen zuviel

Doch zunächst halte ich dagegen: Wir, die Kirchen, reden oftmals ungedeckt, leichtfertig und damit nicht überzeugend. Es sind Kirchenworte, nicht aber ist es Gotteswort. Das ist dann der Fall, wenn wir zu viel wissen.

Wir wissen zu viel. Vor allem über Gott: über seine Männlichkeit, seine weiblichen Eigenschaften. Wir verlieblichen ihn unentwegt zu unserem eigenen Schaden, statt daß wir in befremdlich sein lassen auf eigene Hoffnung hin. Aus einem unpassenden Gott machen wir uns einen uns passenden Gott. Gott umrahmt unser Leben, gestaltet es aber nicht.

Wir wissen zu viel über das, was er uns (angeblich) offenbar gemacht hat über Frauen (und ihre Ordinationsfähigkeit), die Moral (insbesondere in den Schlafzimmern – da wissen die Rechten zuviel), die Wirtschaft (hier sind die Linken die „Klugscheißer“), die Politik...

Wir haben schon zu oft im Namen Gottes „**nie und nimmer**“ gesagt: bei der Religionsfreiheit zum Beispiel, in der Naturwissenschaft (Galilei), bei Dissidenten, die nach Jahrzehnten still und

heimlich rehabilitiert werden, weil sich die tiefere Einsicht erst nach dem schnellen Reden eingestellt hat: 400 Jahre nach Galilei, 101 Jahre bei der Religionsfreiheit; der Frauenordinations-Countdown hat soeben begonnen.

„Und Gott sprach: Nein, es war nur der Priester...“ (Tillmann Moser, Kain und Abel).

„Sie sagten zu Mose: Rede du mit uns, dann wollen wir hören. Gott soll nicht mit uns reden, sonst sterben wir.“

4. Schweigen über die letzten Dinge

Während wir geschwätzig viel sagen, wo wir schweigen sollten, schweigen wir dort, wo wir längst was hätten sagen müssen.

Wir schweigen zu viel über das Leid und noch mehr über die letzten Dinge. Es fehlt auch in den Kirchen das **Wort, das tröstet in der Untröstlichkeit.**

Wort, das Trost ist und nicht Vertröstung wie einst. Es führt kein Weg hinter die marxistische Religionskritik zurück. Ich gebe das Wort dem Arbeiterdichter Georg Herwegh, Arbeiterzeitung, 1889:

Pfaffen-Trost

*Du wirst ein schönes Leben schauen,
Und ewig, ewig bleibt es Dein;
Man wird Dir gold'ne Schlösser bauen,
Nur - muß Du erst gestorben sein!*

*Du wirst bis zu den Sternen dringen,
Und stellen Dich in ihre Reih'n,
Von Welten Dich zu Welten schwingen,
Nur - muß Du erst gestorben sein.*

*Du wirst, ein freier Brutus, wallen
Mit Brutussen noch im Verein,
All' Deine Ketten werden fallen,
Nur - muß Du erst gestorben sein.*

*Wenn Sünder in der Hölle braten,
So gehest Du zum Himmel ein;
Du wirst geküßt und nicht verraten,
Nur - muß Du erst gestorben sein --*

*Ob ihm der Ost die Segel blähe,
Was hilfts dem morschen, lecken Kahn?
Was hilft dem Fink die Sonnennähe,
den Tod ein Adler trägt hinan?*

Georg Herwegh

Längst haben wir Abschied genommen von der Vertröstung aufs Jenseits. Inzwischen ist die Kultur im anderen Straßengraben gelandet und vertröstet die Menschen auf das Diesseits. Die Kirchen aber sind verstummt. Sie schweigen über die letzten Dinge. Keine Rede von Himmel und Hölle, Engel und Teufel, Gericht und Auferweckung, Tod und Fegfeuer.

Diese Themen sind anderen überlassen: der Nahtodforschung eines Moody, einer Kübler-Ross; den unbeholfenen Reinkarnierern, welche die asiatische Erlösungslehre europäisierten und damit verlächerlichen. Denn der fromme Asiat will karmafrei hinausgeboren werden aus dem Kreislauf der belastenden Wiedergeburt hinein in das selige Nirvana. Der Europäer hingegen will hinein in den Kreislauf der Suche nach dem optimal leidfreien Glück in knapper Zeit. Seelenrecycling ist ihr Programm. Die Vertröstung auf das Diesseits wird nicht beendet, sondern findet lediglich ihre Fortsetzung.

Fegfeuer

Was wäre es für ein wahrer Trost, würden wir wieder vom Fegfeuer reden. Fegfeuer nicht als Mittel zum Fundraising zur Errichtung kirchlicher Prachtbauten. Fegfeuer auch nicht als pädagogisches Notinstrument in elterlichem Erziehungsnotstand.

Vielmehr: Fegfeuer als Hoffnungsgeschichte für Menschen, denen Leben zur letzten Gelegenheit geronnen ist.

Genau das ist es nämlich für viele Zeitgenossen, so in gekonnter Analyse Marianne Gronemeyer, Pädagogin und Soziologin aus Wiesbaden. Das ist ihr Befund: Wir wünschen in unserer Kultur optimal leidfreies Glück. Dafür haben wir nur knappe Zeit. Denn im Vergleich zu unseren Vorfahren leben wir zwar länger, aber insgesamt kürzer. Jene lebten 40 plus ewig. Wir hingegen, wenn es hoch kommt, nur noch neunzig. Also machen wir immer schneller, in Liebe, Arbeit und Amüsement. Kein Wunder, daß es immer weniger in einer einzigen Paargeschichte aushalten und getrieben vom Verlangen nach dem optimal leidfreien Glück weiterziehen, sobald die eine Szene verbraucht ist und eine neue „Hochzeit“ lockt. Wir wollen alles, und zwar subito. Solches Leben strengt an und überfordert auf die Dauer. Das sind für diesen Fall die einschlägigen Warnungen wohlmeinender Lebensberater: Wir arbeiten uns noch zu Tode, wir amüsieren uns zu Tode, wir lieben einander zu Tode.

Längst ahnt die theologische Vorhut, was hier geschieht. Sie weiß aus den alten Erinnerungen um die unausrottbare Gottes- und Himmelssehnsucht, die jeden Menschen an der Wurzel seiner Seele umtreibt. Zugleich sieht sie, wie uns Heutigen der Himmel über uns verschlossen ist. Die ganze Aufmerksamkeit gehört der Erde, dem Leben hier und jetzt. So fließt die Himmelssehnsucht ungestaltet ein in das vermeintlich profane Leben auf Erden. Leben wird zum Versuch, unter dem verschlossenen Himmel den Himmel auf Erden zu ernötigen. Ein tragisches Unternehmen, das uns hastig und erbarmungslos macht. Nur versagen kann ein Mensch, dem ein anderer in der Liebe ohne Erbarmen das grenzenlose Glück abverlangt. Es wäre viel, würden wir dem Rat von Roman Bleistein in der Liebe folgen: „Also ist die wichtigste Tugend der Liebe das Erbarmen. In ihm vergebe ich dem anderen, daß er mein Gott nicht sein kann.“ Noch mehr wäre es aber, wir würden uns freimachen vom religiösen Terror, mit dem wir den Himmel auf Erden erzwingen. Frei wären wir zu genießen die Spuren des Glücks, Ahnungen vom Himmel.

Der Weg dorthin könnte Fegfeuer heißen. Da wird berichtet, daß all unsere Werke wie im Feuer geprüft werden. Was nicht standhält verbrennt. „*Du aber wirst wie durch Feuer hindurch gerettet werden.*“ (1 Kor 3,15) Die Kunde vom Fegfeuer gibt uns also das Recht auf das Fragment. Wer dann als solches Fragment am Ende seines Lebens bei Gott ankommt, fällt im Tod hinein in das Feuer seiner Liebe. Dieses reinigt, heilt, schafft um, macht das Fragment „shalom“, ganz, also randvoll mit jenem Frieden, der bei der Geburt aus der Schwangerschaft dieses Erdenlebens hinein in das ewige Leben sich über uns breiten wird.

Himmelsrede

Wir haben auch unsere liebe Sprachnot, wenn es um eben dieses ewige Leben geht. Reden wir, so Bischof Lehmann 1989 auf einem Symposium Europäischer Bischöfe in Rom, in den alten Bildern, dann verstehen uns die Menschen nicht mehr. Reden wir hingegen in der Sprache moderner Philosophie abstrakt, dann können sie sich nichts vorstellen. Ich sehe durchaus einen Ausweg. Die Kirchen gehören in die Sprachschule der Dichtung. Kostprobe gefällig?

Ein Leben nach dem Tod

*Glauben Sie fragte man mich
An ein Leben nach dem Tode
Und ich antwortete: ja*

*Aber dann wußte ich
Keine Auskunft zu geben*

Wie das aussehen sollte
Wie ich selbst
Aussehen sollte
Dort

Ich wußte nur eines
Keine Hierarchie
Von Heiligen auf goldnen Stühlen sitzend
Kein Niedersturz
Verdammter Seelen

Nur Liebe frei gewordene
Mich überflutend

Kein Schutzmantel starr aus Gold
Mit Edelsteinen besetzt
Ein spinnwebenleichtes Gewand
Ein Hauch
Mir um die Schulter
Liebkosung, schöne Bewegung
Wie einst von tyrrenischen Wellen
Wie von Worten die hin und her
Wortfetzen
Komm du komm
Schmerzweb mit Tränen besetzt
Berg- und Talfahrt
Und deine Hand
Wieder in meiner

So lagen wir lasest du vor
Schlief ich ein
Wachte auf
Schlief ein
Wachte auf
Deine Stimme empfängt mich
Entläßt mich und immer
So fort

Mehr also, fragen die Frager,
Erwarten Sie nicht nach dem Tode?
Und ich antworte
Weniger nicht“

Maria Luise Kaschnitz

Ich habe sie, unbemerkt, vom Reden über das Wort in den Bann des Wortes gezogen. Angefangen habe ich, das Schweigen zu brechen über die letzten Dinge, über Tod und Leben, Sehnsucht und Ängste, über die Hölle, die wir einander bereiten, und den Himmel, nach dem wir uns unentrinnbar sehnen. Ich bin sicher, daß wir solches Reden über das Verschwiegene alsbald wieder lernen werden.

Mystagogie

Prediger wären also gut beraten, in einer Gewissenserforschung einmal die besprochenen Themen aufzulisten und den entfallenen Themen nachzugehen. Neben den letzten Dingen vermute ich noch weitere, die im Schweigen verloren gingen: so das Thema von Schuld, Umkehr, Buße und Beichte. Der heimliche Unschuldswahn samt seinen unheimlichen

Unschuldsmechanismen, welche die Synode 1975 in der profanen Kultur ortete, hat längst auch die Christengemeinden erfaßt.

Natürlich gibt es genug Gründe, das Schweigen über Schuld, Sünde, Umkehr und Buße zu erklären. Die Kirchen sind prominente Opfer der Aufklärung und ihrer Religions-Vernützlichungs. Zudem haben die Kirchen selbst aus der leidpräventiven Moral der Bibel eine Beleidigungsmoral gemacht und diese noch dazu von der Mystik abgekoppelt. Es war dann nicht mehr die Ermächtigung zu solidarischer Freiheit, der die christliche Moral dienen hätte können, sondern der moralisierende ethische Appell. Wahre Moral setzt Heilung des Menschen an der Wurzel seiner Seele von seinen tiefen Ängsten zu kurz zu kommen voraus. Ohne solche Heilung schrumpft die Moral zum gnadenlosen Gesetz, das nur aufdeckt, daß wir nicht so leben können, wie wir gern möchten.

Meine Rede richtet sich keineswegs gegen moralische Weisungen. Doch plädiere ich für die Rückbindung der Moral an die Mystik. Kurz: wir brauchen mystagogische Kompetenz gerade bei denen, die in den Kirchen das Wort haben.

Hier stoßen wir auch an die Grenzen des Wortes. Mystik und Mystagogie als Bewegung hin in die bergenden Geheimnisse leben von der Bewegung, vom Fahren. Gesucht ist also Gottese Erfahrung aus erster Hand und nicht nur im Wort angekündigte Erfahrung. Prominente Fahrzeuge hinein in die Geheimnisse unseres Glaubens sind die Rituale, reich an Symbolen und deutend-erzählenden Bildworten.

Eben diese für die Zukunft des Glaubens in unseren modernen Kulturen unverzichtbaren Erfahrungen werden aber nicht selten durch unangemessene Worte beschädigt, wenn nicht sogar zerstört. In der Sorge um die „Entschlüsselungskompetenz“ der Teilnehmenden in Gottesdiensten und sakramentalen Feiern haben manche angefangen, die Rituale unentwegt zu erklären. Als ob die Symbole nicht für sich selbst sprechen würden! Brot, Licht, Wasser, Ring, Weihrauch, Hauchen, Berühren, Händeauflegen. Was aber geschieht. Unentwegt wird erklärt. Vergleiche drängen sich mir auf. Jemand genießt in seinem Auto die Fahrt durch ein wunderschönes Land. Und neben ihm sitzt einer, der unentwegt erklärt, warum das Auto fahren kann und welche Regel einzuhalten sind. Unvorstellbar, daß Liebende im Akt der Liebe ständig Oswald Kolles Anleitungen lesen. In der Liturgie aber müssen wir uns solches ständig gefallen lassen. Wir werden durch das erklärende Wort ständig daran gehindert, daß die Kraft der Rituale uns erfaßt und in ihren Bann zieht. Aus dem begleitenden Wort wird das distanzierend erklärende Reden. Die bergenden Rituale werden zu Tode pädagogisiert, leergedet.

5. Prophetische Rede

Besser bestellt ist es in den Kirchen um das Wort, wenn es um den Menschen geht, seine Unantastbarkeit, seine Größe, seine Lebensrechte. Da redet sie gut: **nicht gelegentlich, sondern gelegen und ungelegen**. Nicht verlernt ist die alte prophetische Kunst, Gottes Wort unbequem „einzumischen“...

- Gegen das landläufige Tauschprinzip verteidigt sie die Treue in guten und bösen Tagen.
- Gegen den Versuch, den Menschen den kapitalintensiven Maschinen nachzuordnen und den gleitenden Arbeitsmenschen zu schaffen, verteidigt sie hartnäckig die menschheitsalte kollektive Unterbrechung der Arbeit, die Sonntag heißt. Sie kämpft um den Menschlichkeitsstandort und nicht allein um den Wirtschaftsstandort.
- Gegen den Trend, Kinder – geboren oder ungeboren - zu entsorgen, die das lifedesign von Vätern und Müttern stören, legt sie ihr Veto ein.
- Gegen den angstbesetzten Ruf „Ausländer raus“ erinnert sie in Geduld an die tiefe Verwobenheit aller in der einen Welt, in der einen Menschheit. Noch mehr, sie nennt alle auf Erden „Ausländer“, Fremdlinge, Pilger unterwegs.
- Überhaupt sind die christlichen Kirchen eine einsame Lobby für den Menschen geworden. Solidarität ist bei ihr gut aufgehoben. Nachideologen in der Gesellschaft haben das auch längst erkannt. So Günter Nenning: „Die Sozialisten sind keine Sozialisten mehr. Die

Christlichsozialen habe ihr soziales Gewissen vergessen. Und der Papst ist der letzte Sozialist...“

„Ja, sooft ich rede, muß ich schreien, ‚Gewalt und Unterdrückung muß ich rufen‘. Denn das Wort des Herrn bringt mir den ganzen Tag nur Spott und Hohn.“ (Jer 20,8).

Orte, nicht nur Worte

So sehr ich hier um mystagogische und prophetische Wortkunst gerungen habe: Beide leiden heute daran, daß die Kraft von Worten allein in unserer Bildkultur am Versiegen ist. Daher gilt als Grundregel für die Kirchen: Wir brauchen vor allem Orte, nicht nur Worte. Worte also, gedeckt durch Praxis von Gemeinschaften.

Wieder ins Bild gesetzt. Kirchen gleichen nicht selten Wegweisern, die den Menschen wortreich die Lebenslandkarte erklären, aber an den Wegrändern stehen bleiben. Mag sein, daß auch das schon ein guter Dienst für nicht wenige ist. Wäre es aber nicht besser, wir hätten mehr Bergführer, Wegbegleiter. Oder noch besser: Wir hätte schon kirchliche Reisegruppen, die in der Lage sind, andere Reisende aufzunehmen? Natürlich wird in solchen Reisegruppen auch über Reise geredet, über die Freuden und Mühsale, die Ängste und die Feste. Aber all diese Worte wären getragen durch das Leben selbst, und kein Ersatz für dieses.

„Du hast“, so die auf den Prüfstand Jesu gestellten Jünger, „Worte ewigen Lebens“: nicht weil er davon sprach, sondern beanspruchte, selbst randvoll von solchem Leben zu sein. Es wäre für uns genug, gäbe es wenigstens Spuren davon in unseren Kirchen. Dann könnten wir auch mit gutem Gewissen den Leuten davon erzählen.

Körtner

ständige Erneuerung, mehr noch ihre fortdauernde Neuschöpfung durch das Wort Gottes

Kirche grundlegend eine Schöpfung des Wortes Gottes, so bezeichnet der Begriff des Wortes Gottes im reformatorischen Sinne nicht etwa nur die Norm, sondern die schöpferische Kraft, welche das eigentliche Subjekt jeder wahren Reform der Kirche ist. Der Reformationsbegriff im evangelischen Sinne bezeichnet also eine Reform der Kirche, welche nicht als Werk des Menschen, sondern als Gabe des göttlichen Geistes, als Frucht des sich neu Gehör verschaffenden Wortes Gottes zu begreifen ist. Dementsprechend wäre zu fragen, wo und wie solches Hören heute so geschieht, daß es Menschen verändert und die Welt verwandelt wird.

Als katholische Substanz wird mit anderen Worten die sakramentale Vermittlung des göttlichen Geistes bezeichnet. Kritisch gegen die Intellektualisierung protestantischen Gottesdienstes und protestantischer Frömmigkeit im Gefolge eines einseitigen Wortverständnisses gewandt, erklärt Tillich: „Wenn die Erfahrung des göttlichen Geistes sich nur im Bewußtsein abspielt, ist sie nur eine intellektuelle, aber keine wirkliche Erfahrung des göttlichen Geistes.“¹ Tillichs Formel „protestantisches Prinzip und katholische Substanz“ bezieht sich transkonfessionell auf die fundamentale Einheit von Wort und Sakrament in der Vermittlung des göttlichen Geistes, wobei der Gedanke einer vieldimensionalen Einheit vorausgesetzt ist.

Metz

¹ A.a.O. (Anm. 36), S.146.

An ihm - und nicht zuletzt an seinen Berührungsgesten jenseits versiegender Worte - kann ja ein Zug der Kirche der Compassion besonders verdeutlicht werden.

Busek

Dazu gehört auch das Problem der Sprache. Zur Kirchenreform gehört eine Sprachreform, die Kirche erkennt heute die Rolle der Sprache. Dabei ist es in der Bibel "Sage das Wort, sei es gelegen oder ungelegen." Die Frage an die Kirche lautet daher: "Tut sie das im entscheidenden Moment?". Sie müßte sich eigentlich einen Spiegel vorhalten, wo sie geschwiegen hat und wo sie gesprochen hat. Dabei gibt es Hilfen in der Zeit. Etwa der in Amerika stark vertretene Kommunitarismus. Ich habe nie verstanden, warum die katholische Kirche in Europa diese Idee nicht aufgegriffen hat. Kirchenreform besteht auch darin, zu erkennen, wo es Freunde und Hilfen gibt und was verchristlicht werden kann. Die Kirche muß mit dem Müllproblem unserer Zeit umgehen, nämlich dem Wortmüll, dessen Entsorgung noch nicht geglückt ist. Die biblische Parabel vom Turmbau zu Babel besteht darin, daß man einander nicht mehr verstanden hat, in dem Werk der Welt. Das Neue Testament bietet als Antwort das Pfingsterlebnis an, wo jeder den anderen in seiner Sprache reden hört. Wo vermittelt die Kirche dieses Gefühl und wie kann sie darstellen, daß sie wenigstens die Möglichkeit des Pfingsterlebnisses im Ansatz schafft. Unsere Zeit hat auch endzeitliche Züge, daher darf auch die Frage gestellt werden, wie es die Kirche mit der Askese und der Schöpfungsgeschichte hält. Letztlich muß die Sprache der Kirche das Ureigenste berühren, nämlich die Sprache des Heiligen. Ein Hauptproblem unserer Zeit ist, daß uns nichts mehr heilig ist. Eine Gesellschaft braucht aber Heiliges. Nicht etwa kann darunter verstanden werden, daß etwas aus der Diskussion ausgenommen ist oder einen Heiligenschein erhält. Aber es muß gewisse Dinge geben, ohne die eine Gesellschaft nicht leben kann. Carlo Mongardini, Professor in Rom, hat das Bild gebracht, daß wir im Spannungsverhältnis zwischen Marktplatz und Tempel leben. Der Marktplatz ist voll, das Geschäft ist dort zu Hause. Marktschreierisch wird die Politik alle möglichen Lösungen anbieten und mehr noch, was einen jeden von uns seligmachen kann und doch nicht zur Beseligung reicht. Die Frage ist aber, was ist im Tempel, was kann gezeigt werden. Auf eine ganz eigentümliche Weise ist dieser Tempel leer. Wer es nicht glauben will, der denke daran, was wir vom Westen denen im Osten nach dem Zusammenbruch des Kommunismus gezeigt haben: Konsum, Geschäft, Pornographie und Drogen. Sieht so der Sieg der freien Welt aus? Einzig und allein die Idee der "Civil Society" war ein solches Angebot, von der Seite der Christen war relativ wenig vertreten.

Hölderlin dieses Sprachproblem einmal in einer Ode formuliert: "Ein Zeichen sind wir, deutungslos/schmerzlos sind wir und haben fast/die Sprache in der Fremde verloren"

Wir haben die Frage nach der Sprache überhaupt nicht beantwortet, wir haben die Zeit nicht gefunden für die Sprache. Auch für die Sprache des Glaubens.

In den letzten Jahren, in denen ich wegen meiner große Reisetätigkeit in Sachen Evangeliums keiner Ortsgemeinde dienstlich zugeordnet bin, finde ich mich immer häufiger unter den Kirchenbesuchern hinten wieder. Zunehmend verstehe ich